

45733 N:81

Schätze des Jüdischen Galizien



Schätze des jüdischen Galizien



Jahresausstellung 2005
20. 03. 2005 bis 1. 11. 2005
Ethnographisches Museum
Schloss Kittsee
2421 Kittsee
www.schloss-kittsee.at

Begleitheft zur Ausstellung
des Museums für Ethnographie und Kunstgewerbe, Lviv / Ukraine

Schloßbergmuseum Chemnitz / Deutschland
2002

Hinweise

Die Transkription hebräischer und jiddischer Begriffe folgt dem "Neuen Lexikon des Judentums" (1998).

Da "Lemberg" auch der jiddische Name dieser Stadt ist, wird er im Text für die Zeit vor 1944 verwendet. Für die neuere Zeit und im übergreifenden Zusammenhang wird der ukrainische Name "Lviv" benutzt.

45733 N:81 [K:27]

Impressum

Begleitheft zur Ausstellung "Schätze des jüdischen Galizien"
des Museums für Ethnographie und Kunstgewerbe in Lviv, Ukraine

Copyright 2002 "Museum für Ethnographie und Kunstgewerbe" des "Volkskundeinstituts
der Nationalen Akademie der Wissenschaften der Ukraine" (beide in Lviv, Ukraine)
und "Schloßbergmuseum Chemnitz", Deutschland

Texte und Redaktion: Thomas Schuler, Schloßbergmuseum Chemnitz
Fotografie: Wolodymyr Stepanovych Wasintschuk, Lviv; Laszlo Toth, Chemnitz
Gestaltung: Schloßbergmuseum Chemnitz

Druck: Mugler Druck-Service GmbH

Schloßbergmuseum Chemnitz
Schloßberg 12, D-09113 Chemnitz
Internet: www.schlossbergmuseum.de
E-Mail: schlossbergmuseum@stadt-chemnitz.de

Zum Geleit

Jüdisches Galizien - da erscheinen bei vielen am inneren Horizont pittoreske *shtetl*, jiddische Witze oder Klezmer-Musik. Wer diese romantisierte Oberfläche durchstößt, trifft auf Persönlichkeiten wie Joseph Roth und Martin Buber und erinnert sich an den gewichtigen Beitrag dieser Region zur europäischen Literatur, Philosophie und Mystik.

Doch bald drängt sich die bittere Erkenntnis in den Vordergrund, dass diese Welt unwiederbringlich verloren ist, weil die Nationalsozialisten das Judentum auszurotten versucht haben. In Galizien haben nur wenige Juden den Holocaust überlebt, nur einige Synagogen sind erhalten geblieben. Uns bleiben das geschriebene Wort, die Musik und die Bilder, aber auch einige Zeugnisse der materiellen Kultur und der Kunst, die Sammler und Museen durch widrige Zeiten hindurch bewahrt haben.

Diese Broschüre will in diese verlorene Welt einführen und die Ausstellung des Museums für Ethnographie und Kunsthandwerk aus Lviv / Ukraine im Schloßbergmuseum Chemnitz und auf ihren weiteren Stationen im deutschen Sprachraum begleiten.

Wir danken den Kollegen in Lviv für die Bereitschaft, diese Ausstellung in Deutschland zu zeigen und für die gute kollegiale Zusammenarbeit. Wir freuen uns, dass die beste in Ostgalizien erhaltene Judaica-Sammlung nun erstmals im westlichen Europa zu sehen sein wird.

Chemnitz, im Mai 2002

Dr. Thomas Schuler
Direktor des Schloßbergmuseums Chemnitz

Verwendete Literatur

Kapitel 1 und 2 stützen sich auf:
den Beitrag von Israel Bartal (S. 15 - 34) im Katalog "Treasures of Jewish Galicia", Tel Aviv 1994
Rudolf A. Marek, Galizien unter österreichischer Herrschaft, Marburg 1994
Isabel Röskau-Rydel, Galizien, in: Deutsche Geschichte im Osten Europas, Berlin 1999, S. 15 - 212

Kapitel 3 stützt sich auf:
die Beiträge von Sergei R. Kravtsov (S. 37 - 41), Chaya Benjamin (S. 83 - 99), Bracha Yaniv (S. 101 - 101) und Zussia Efron (S. 115 - 118) im Katalog "Treasures of Jewish Galicia", Tel Aviv 1994, sowie auf allgemeine Literatur zu Synagogen

Kapitel 4 stützt sich auf:
den Beitrag von Esther Juhasz (S. 149 - 154) im Katalog "Treasures of Jewish Galicia", Tel Aviv 1994, sowie auf zahlreiche Hinweise von Textilfachfrauen

Kapitel 5 stützt sich auf:
die Beiträge von Chaya Bejamin (S. 121 - 135) und Shalom Sabar (S. 137 - 146) im Katalog "Treasures of Jewish Galicia", Tel Aviv 1994, sowie auf allgemeine Judaica-Literatur

Kapitel 6 stützt sich auf:
die Beiträge von Sarah Harel Hoshen (S. 51 - 73) und Faina S. Petriakova (S. 75 - 80) im Katalog "Treasures of Jewish Galicia", Tel Aviv 1994, sowie auf Auskünfte des Museums für Ethnographie und Kunstgewerbe Lviv

Danksagung

Der Druck wurde durch die freundliche Unterstützung der HypoVereinsbank Chemnitz ermöglicht.

Lesetipps

Stefan Simonek und Alois Woldan: Europa erlesen. Galizien, Klagenfurt 1998
Verena Dohrn: Reise nach Galizien, Fischer TB 11515, Frankfurt am Main 1993
Eliahu Yones: Die Straße nach Lemberg. Zwangsarbeiter und Widerstand in Ostgalizien 1941 - 1944, Fischer TB 24258, Frankfurt am Main 1999

Bildnachweis

Wolodymyr Stepanovzch Wasintschuk, Lviv
S. 16, 24, 25, 26, 27, 28, 32, RS
Laszlo Toth, Chemnitz
S. 6, 8, 11, 13, 14, 15, 17, 18, 19, 22, 23, 30
Peer Ehmke, Chemnitz
S. 20

Umschlag:

Vorderseite:
Chanukkaleuchter aus einer Synagoge, 1773
Hintergrund:
Toraschrein der Großen Synagoge in Gródek Jagielonski

Rückseite:
Zierkuchen für die Hochzeitstafel, um 1930

Leben Sie. Wir kümmern uns um die Details.

HypoVereinsbank



Inhaltsverzeichnis

	Seite
1. Einführung Ostgalizien - Lemberg	7
2. Juden in Ostgalizien: ein historischer Überblick Mittelalter und frühe Neuzeit: Dörfer und Kleinstädte - Die Großstadt Lemberg – Österreichische Herrschaft (1773 - 1918) - Polnische Herrschaft (1919 - 1939) - 2. Weltkrieg	9
3. Die Synagogen und ihre Einrichtung Gebäude - Vier Bautypen - Ausstattung einer Synagoge - Textilien	15
4. schpanyer arbet : Jüdische Hohlspitze Technik - Herkunft - Entwicklung - Produkte - Ende	21
5. Das jüdische Heim Haus - Sabbat - Feste - Jom Kippur - Sukkot - Chanukka - Pessach - Schawuot	25
6. Judaica-Sammlungen in Lemberg Städtisches Kunstgewerbemuseum - Der Sammler Maksymilian Goldstein - Jüdische Gemeinde - 2. Weltkrieg - Nachkriegszeit	31



Georg Borowsky, Ansicht von Lemberg, 1780:
östlicher Teil mit Ghetto (bei Q) und jüdischem Friedhof (P)

1. Einführung

Ostgalizien

ist unter ganz verschiedenen Begriffen bekannt. Was die Geographen als "nördliches Karpatenvorland" bezeichnen, ist aus ukrainischer Sicht die Westukraine (früher: Halychyna), aus polnischer Sicht die ehemalige "Wojewodschaft Rus/Russia". Im Deutschen nannte man die Gegend auch Ruthenien oder (Rot) Reußen.

Im Hochmittelalter herrschten hier die Fürsten von Galizien-Wolhynien, seit der Mitte des 14. Jahrhunderts die polnischen Könige. Durch die 1. polnische Teilung (1772) kam dieses Gebiet zum Habsburgerreich. Damals wurde der deutsche Begriff Galizien neu geprägt: Er bezeichnete nun eine Provinz, die sich aus Kleinpolen (=Westgalizien) mit der Hauptstadt Krakau und Rotreußen (=Ostgalizien) mit der Hauptstadt Lemberg zusammensetzte.

Nach einer kurzen Selbständigkeit (Westukrainische Volksrepublik, 1918) wurde Ostgalizien wieder zu Polen geschlagen. Nach den Besatzungen im 2. Weltkrieg durch die Sowjetunion (1939 - 41) und das Deutsche Reich (1941 - 44) fiel das Gebiet an die Sowjetunion. Seit 1991 ist es der Westteil des neuen ukrainischen Staates.

Lemberg

ist der deutsche und jiddische Name der Hauptstadt von Ostgalizien. Die Polen nennen sie Lwów, die Russen Lwow und die Ukrainer L'viv.

Die Stadt lag im Mittelalter an der Kreuzung zweier sehr wichtiger europäischer Fernhandelsstraßen: Die West-Ost-Route führte von Mitteleuropa (Leipzig) zwischen den Karpaten und den weißrussischen Sümpfen nach Kiew, die Nord-Süd-Route von der Ostsee (Danzig) über Weichsel und Dnjester zum Schwarzen Meer (Byzanz) und weiter ans Mittelmeer (Kairo) oder nach Indien (Kalkutta). Als Drehscheibe des Fernhandels wies Lemberg über Jahrhunderte eine breite und wechselnde ethnische, religiöse und kulturelle Mischung auf wie wenige andere europäische Städte.

Unter der polnischen Herrschaft sind in der Mitte des 14. Jahrhunderts Ruthenen (Ukrainer), Armenier, Tataren und Juden mit eigener Selbstverwaltung bezeugt. Deutsche Kaufleute spielten von Anfang an eine starke Rolle; die Stadt erhielt das Magdeburger Stadtrecht. Hinzu kamen im 15. Jahrhundert Ungarn, Italiener, Griechen, Franzosen und Schotten; die Deutschen hatten damals den höchsten Bevölkerungsanteil. Im 16. Jahrhundert lebten hier auch Türken, Litauer und Schweden; Lemberg war damals mit 15.000 bis 20.000 Einwohnern nach den Maßstäben der Zeit eine Großstadt.

In der Zeit der österreichischen Herrschaft war Lemberg die viertgrößte Stadt in der Monarchie. Allerdings lebte nur noch eine dünne deutschsprachige Oberschicht in der Provinzhauptstadt. Die Volkszählung von 1910 nennt 1% Deutsche, 40% Ruthenen und 59% Polen (etwa die Hälfte davon waren Juden). 1939 zählte Lemberg gut 300.000 Einwohner, jeweils ein Drittel waren Polen, Ukrainer und Juden. Heute hat L'viv rund 800.000 Einwohner, darunter rund 5000 Juden.



M. Utkowski, Synagoge "Goldene Rose" in Lemberg, 1925

2. Juden in Ostgalizien: ein historischer Überblick

In Dörfern und Kleinstädten

hatten die Juden im Mittelalter und in der frühen Neuzeit eine ebenso starke wie vielseitige Position. Zwar waren Juden bereits im hohen Mittelalter, zur Zeiten der Fürsten von Galizien-Wolhynien bezeugt. Eine völlig neue und tragende Rolle spielten sie aber erst im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit, als der König und Adel Polens neue Siedler ins Land zog. Ein adeliger Stadtherr erteilte bei der Neugründung einer Stadt den aus Mittel- und Westeuropa seit dem späten 14. Jahrhundert zuziehenden aschkenasischen Juden erhebliche Rechte, nämlich freie Religionsausübung, Sondergerichtsbarkeit, volle Gewerbefreiheit und das Recht, Grundbesitz zu erwerben. Diese außerordentlich günstigen Bedingungen ließen Polen als das "Gelobte Land" für Juden in Europa erscheinen. Da im späten Mittelalter Unterdrückung und Vertreibung in Mittel-, West- und Südeuropa immer stärker wurden, kam es zu einer großen Einwanderungswelle, die den Schwerpunkt des aschkenasischen Judentums nach Osteuropa verschob.

Die Juden übernahmen eine vielseitige, starke und einträgliche Gelenkfunktion in der feudalen Gesellschaft zwischen dem polnischen Adel (*schlachta*) und den ruthenischen abhängigen Bauern. Juden exportierten die landwirtschaftlichen Produkte, verarbeiteten sie in Mühlen und Brauereien zu Handelsware und vermarkteten diese wiederum als Schankwirte. Im Gegenzug importierten sie alles, was der Adel an Waren für seinen Lebensstandard benötigte. Juden waren häufig auch als Geldverleiher und als Steuerpächter tätig. Doch die Bindung an den Adel ging noch erheblich weiter: Adelige Grundherren verpachteten ihre Landgüter in sog. Arrendaverträgen mit allen Besitz- und Nutzungsrechten gegen eine feste Summe an Juden. Da die Adligen in den Städten oder auf Schlössern lebten, waren die jüdischen Pächter aus Sicht der Bauern die "Subunternehmer" eines nicht in Erscheinung tretenden Feudalherrn.

Die rechtliche Privilegierung wie auch die einträglichen ökonomischen Spezialfunktionen und das

Arrendasystem schufen Feinde: die städtischen Handwerker und Kaufleute, denen die jüdische Konkurrenz lästig war, oder die Landbevölkerung, die wirtschaftlich und rechtlich außerordentlich stark von den Juden abhängig war, oder die katholischen Geistlichen, denen es missfiel, dass die jüdenfeindlichen Dekrete der Konzilien und Päpste in Polen de facto nicht angewandt werden konnten.

Als ab 1591 die Kosaken sich gegen Polen wandten, konnten sie mit dem Schlachtruf "Schlage den Polen, Schlage den Juden!" die ruthenischen Bauern leicht auf ihre Seite ziehen. Diese erhoben sich gegen die das Feudalsystem verkörpernden Juden. Allein in den Jahren 1648-57 sind in Ostgalizien über 100.000 Juden Opfer der Kosakenangriffe und der sie begleitenden ruthenischen Pogrome geworden.

Über 200 jüdische Gemeinden gab es in Ostgalizien, und zwar im ganzen Lande verteilt. Häufig leben die Juden in besonderen Wohnvierteln - wie die meisten ethnischen Gruppen -, selten jedoch in abgegrenzten Ghettos. Eine jüdisch geprägte Kleinstadt, das *shtetl*, wirkte schon auf Zeitgenossen recht pittoresk. Der unregelmäßige Grundriss lag unter anderem daran, dass Juden Kopfsteuer und keine Grundsteuer bezahlten; somit kamen der Größe und der Form eines Grundstückes kaum eine Bedeutung zu. Zu einem voll ausgeprägten *shtetl* gehörten eine Reihe von besonderen Gebäuden: die Synagoge (jid.: *schul*), das Ritualbad (hebr.: *mikwe*), das Lehrhaus (hebr.: *beit ha-midrash*), das Haus des Rabbiners, das Haus des Kantors (hebr.: *chasan*), der koschere Schlachter (hebr.: *schochet*), der koschere Laden, das Haus des Arztes, Hospital und Waisenhaus.

Im religiösen Leben dominant war die aschkenasische Tradition, die auf der Anwendung der Gebote der Tora und dem Studium des Talmud beruhte. Man hielt die Tradition in Ehren und strebte mit hoher intellektueller Kraft um die Auslegung der Schriften. Der fest geordnete Alltag kreiste um die zwei Pole "Synagoge" und "Heim/Familie".

Galizische Juden waren aber auch sehr offen gegenüber mystischen Bewegungen. Die "Lurianische Kabbala" eröffnete in der schweren Zeit der Kosakenkriege (Mitte 17. Jahrhundert) neue Transzendenzerfahrungen. Auch die damalige "sabbatäische Bewegung" fand kurzzeitig viele Anhänger. Dauerhafte Wirkung war dem "Chassidismus" beschieden, der Mitte des 18. Jahrhunderts entstand und einige Elemente der früheren Bewegungen aufnahm. Seit Anfang des 19. Jahrhunderts breitete er sich in ganz Galizien aus und bildete eine sehr starke Komponente des jüdischen Lebens.

Vom 16. bis zum 19. Jahrhundert war Ostgalizien ein jüdisches Kernland. Nur in wenigen anderen Regionen Europas gab es eine so kontinuierliche, flächendeckende und starke jüdische Siedlung. In der Mitte des 19. Jahrhunderts lag der Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung bei 12 % (zum Vergleich: Westgalizien 8 %). Die Städte mit den höchsten Bevölkerungsanteilen waren damals Brody (80 %), Tarnopol (50 %) und Lemberg (30%)

In der Großstadt Lemberg

war die Situation deutlich anders als auf dem Lande oder in den Kleinstädten oder in den wirtschaftlich prosperierenden Mittelstädten. Das lag zum einen an der völlig anderen Größenordnung und der Metropolfunktion dieser Stadt, zum anderen am Rechtsstatus der Stadt wie auch der Juden. Lemberg war eine königliche Stadt, die rechtliche Situation der Juden beruhte daher auf den Toleranzpatenten des polnischen Königs.

Im Fernhandel tätige Juden waren in Lemberg schon seit der Gründung durch Fürst Danylo ansässig, darunter auch die jüdische Sekte der Karaiten, die das Traditionsprinzip ablehnen und der wörtlichen Erfüllung der Tora verpflichtet sind. 1356 erhielten die Lemberger Juden in einem königlichen Privileg die kommunale Selbstverwaltung mit eigener Gerichtsbarkeit.

Die Einwanderungswelle der aschkenasischen Juden prägte auch Lemberg. Im 15./16. Jahrhundert waren

die älteren jüdischen Traditionen in denen der aschkenasischen Neuankömmlinge aufgegangen. Seit dem 16. Jahrhundert kamen auch sefardische Juden hinzu; sie hatten sich nach ihrer Vertreibung aus Spanien im Jahre 1492 in Griechenland und im Osmanischen Reich niedergelassen und bauten Lemberg zu einem wichtigen Brückenkopf für den Großhandel mit dem Osmanischen Reich aus.

Das multiethnische und multikonfessionelle Lemberg bot den Juden einen grundsätzlich anderen Rahmen als die Dörfer und Städte Galiziens mit den auf Feudalrollen festgelegten Polen und Ruthenen. Die Lemberger Juden waren weder auf den polnischen Adel orientiert noch auf ruthenische Bauern. Sie waren vielmehr eine von vielen ethnischen Gruppen in einer Stadt, die als bedeutende wirtschaftliche Drehscheibe eine solche Vielfalt benötigte. Die starke Präsenz von Armeniern und Griechen, aber auch Deutschen, Italienern und Schweden relativierte die anderswo so auffällige Sonderrolle der Juden.

Der Hauptkonflikt lag in Lemberg bei der starken Konkurrenzsituation mit den christlichen Handwerkern der Stadt und der Dominanz in einigen Gewerben. Im Jahre 1708 gab es zum Beispiel 50 jüdische und 47 christliche Schneider. Noch extremer war das Verhältnis bei den Kunsthandwerkern, zum Beispiel bei den Goldschmiedern (40 zu 10), bei den Filigranarbeitern (10 zu 1) oder bei den Zinngießern (18 zu 0). Ein Gesamtbild bietet uns die Statistik aus dem Jahre 1820: In Lemberg wurden 745 jüdische Handwerker gezählt - ein Viertel der gesamten Handwerkerschaft wie auch der berufstätigen Juden. Weit mehr Juden allerdings (55 %) waren im Handel tätig. Die jüdischen Handwerker waren in eigenen Zünften organisiert, die ganz ähnliche Funktionen hatten, wie die christlichen.

In Lemberg gab es seit dem Mittelalter zwei jüdische Wohngebiete mit je einer eigenen Synagoge. Die wohlhabenden Juden, oft im Fernhandel tätig, wohnten innerhalb der Stadtmauer; 1387 ist die Judengasse bezeugt, 1411 der Friedhof. Ihre Synagoge war die von einem italienischen Architekten 1571 erbaute Goldene Rose (jid.: *Di Gildene Roiz*). Die Handwerker und

Hausierer wohnten außerhalb der Stadtmauer in der Krakauer Vorstadt; dies ist jedoch nicht ohne Weiteres als Zeichen für Diskriminierung zu bewerten, sondern eher ein Hinweis auf die frühe Präsenz der Juden. Diese Vorstadt liegt nämlich auf dem Gebiet des hochmittelalterlichen Lemberg und wurde erst durch die Stadtverlegung von 1350/56 zur Vorstadt. Hier stand die 1624-30 erbaute neue Vorstadtsynagoge.

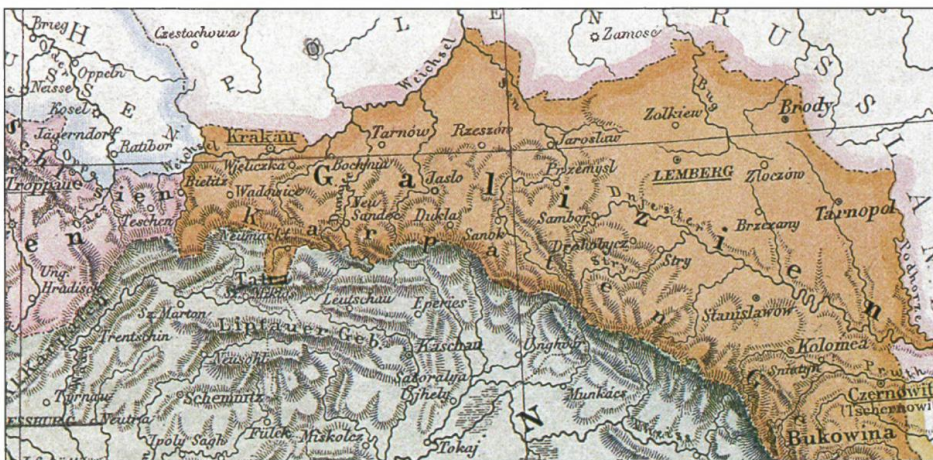
Beide jüdischen Gemeinden hatten eine Leitfunktion innerhalb von Ostgalizien und waren auch in der Vierländersynode, der Dachorganisation der polnisch-litauischen Judenschaft, vertreten.

Auch das alte Lemberg blieb nicht verschont von judenfeindlichen Aktivitäten: 1633 kam es zu Ausschreitungen, 1664 zu einem Pogrom, das von den Jesuiten propagiert wurde und 104 Juden das Leben kostete. Auch die Belagerungen (1656 durch Ungarn, 1695 durch Tataren, 1705 durch Schweden) waren für die außerhalb der Mauern lebenden Juden eine besondere Last. Der größten Gefahr konnten die Lemberger Juden unter großen Opfern entgehen: Als die Kosaken 1648 - 1650 die Stadt belagerten, wurde zwar ihre Vorstadt völlig zerstört, aber trotz hartnäckiger Forderungen wurden sie nicht ausgeliefert, sondern konnten sich durch eine hohe Lösegeldzahlung retten.

Im 18. Jahrhundert führte der Druck der städtischen Konkurrenz dazu, dass die Handels- und Gewerbefreiheit von den Königen deutlich eingeschränkt wurde. Daraufhin verlagerten sich die jüdischen Aktivitäten auf kleinere Städte, wie zum Beispiel Brody. Lemberg blieb jedoch der Mittelpunkt des jüdischen Lebens in Galizien, insbesondere bei der Gelehrsamkeit und der Bildung.

Die Zeit der österreichischen Herrschaft (1773 - 1918)

lässt sich aus Sicht der jüdischen Bevölkerung in vier Phasen unterteilen. Gleich zu Beginn konfrontierten die **Josephinischen Reformen** die Juden mit der Aufklärung. Diese Reformen hatten ihre guten Seiten, zum Beispiel der Zugang der Juden zum höheren Schulwesen und deren Zulassung als Ärzte, aber auch Nachteile, wie die Verschärfung von Gewerbebeschränkungen. Das Ziel "Gleichberechtigung" wurde von den Juden eher als Bedrohung der Eigenständigkeit empfunden, zum Beispiel wegen der Aufhebung von Sonderrechten, wegen des Zwangs, Familiennamen anzunehmen und wegen der Ein-



Ausschnitt aus einer Karte der Österreichisch-Ungarischen Monarchie

beziehung in die allgemeine Militärpflicht. Verschärfend hinzu kam der Argwohn der Behörden: Sie erließen z.B. ein Einwanderungsverbot für vermögenslose Juden und kontrollierten und reglementierten sehr eng die Eheschließung zwischen Juden.

Die in Deutschland sich entwickelnde jüdische Aufklärung (*haskala*) begann, innerhalb der Gemeinden der größeren Städte (Lemberg, Brody, Tarnopol) Fuß zu fassen. Die zweite Phase, die **Restauration**, reichte bis 1848. Die mit den Josephinischen Reformen verbundenen Freiheiten wurden weitgehend zurückgenommen, doch die Juden blieben unter starkem Druck der Bürokratie. Die Umorientierung auf den neuen Wirtschaftsraum mit seiner Hauptstadt Wien brachten zwar auch neue Impulse, insgesamt aber wurden die alten Ost-West-Handelsbeziehungen empfindlich gestört; Galizien geriet in eine Randlage und verarmte insgesamt. Diese auch für Juden stark spürbare Verschlechterung zu Anfang des 19. Jahrhunderts veranlaßte viele zur Auswanderung Richtung Westen oder nach Amerika.

Außerdem wurde die rasche Ausbreitung der chassidischen Bewegung begünstigt. Damit verschärften sich auch die internen Differenzen zwischen den aufgeklärten, auf Deutschland orientierten Reformjuden, den Konservativen/Orthodoxen und den Chassidim. Der Wortführer der Reform in Lemberg, Rabbi Abraham Kohen, eröffnete 1845 eine "deutsch-israelitische Hauptschule" und weihte im folgenden Jahr ein "deutsch-israelitisches fortschrittliches Bethaus" ein; in beiden Einrichtungen wurde auf deutsch unterrichtet bzw. gepredigt. Der Streit mit den orthodoxen Juden eskalierte so weit, dass er und seine Familie 1848 vergiftet wurden.

Die dritte Phase, der **Kampf um die Emanzipation**, setzte im Revolutionsjahr 1848 ein. Die Juden beteiligten sich politisch und militärisch außerordentlich aktiv, überwiegend auf Seiten der polnischen Freiheitskämpfer, ein Teil aber auch auf der proösterreichischen Seite. Die reale rechtliche Situation der Juden besserte sich aber zunächst nicht; erst 1868 wurde im galizischen Landtag das Emanzipationsgesetz

verabschiedet und damit die volle Rechtsgleichheit hergestellt.

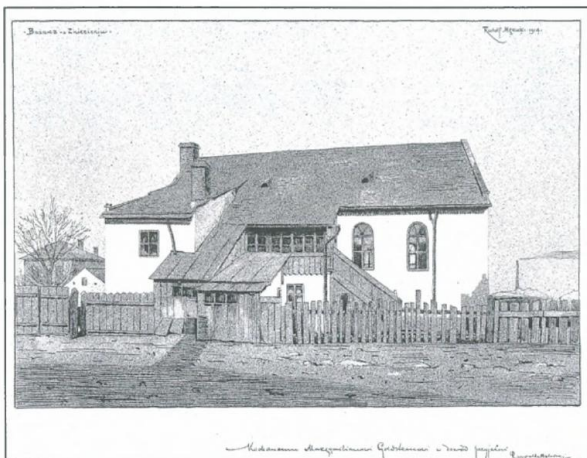
In der vierten Phase, der **nationalen Polarisierung** (ca 1880 bis 1918), ist eine deutliche politische Umorientierung zu beobachten. Die meist propolnische Grundstimmung der galizischen Juden erhielt einen herben Rückschlag, als sich ab 1880 in Polen der moderne Antisemitismus ausbreitete und zu vielen jüdenfeindlichen Aktionen im Nachbarland führte. Eine Reaktion darauf war die Entwicklung einer eigenen jüdischen Identität, sei es einer regionalen, sei es einer internationalen (z.B. Zionismus). Die proösterreichischen Juden öffneten sich der stärker werdenden ukrainischen Nationalbewegung.

Am Ende der österreichischen Herrschaft waren die Juden Galiziens trotz der religiösen und politischen Differenzen sehr stark gesellschaftlich organisiert: eigene Vereine, Parteien, Zeitungen, Schulen, Hospitäler.

Unter polnischer Herrschaft (1919 - 1939)

fanden sich die Juden als Minderheit in einem jungen Nationalstaat wieder, der vor der zusätzlichen Schwierigkeit stand, seine historisch gebrochene Identität wieder zu stärken - eine erheblich ungünstigere Situation als in einem Vielvölkerstaat wie dem Habsburgischen. Belastet war der Neubeginn auch durch die von allen Parteien während der Unabhängigkeitskämpfe 1918 - 20 verübten Pogrome.

Die rechtliche Situation verschlechterte sich im neuen Staat; Juden konnten zum Beispiel nicht mehr als Beamte tätig werden und nach und nach wurde auch der Zugang zu höheren Schulen und Universitäten reglementiert. Die zahlreichen wirtschaftlichen Einschränkungen grenzten oft an Boykott. Die Juden gerieten in eine prekäre Situation zwischen den Polen - in Ostgalizien bevölkerungsmäßig eine Minderheit - und der Bevölkerungsmehrheit der Ukrainer, die die jahrhundertelange Nähe der Juden zum polnischen Adel und die Unterstützung der polnischen Freiheitsbewegung im 19. Jahrhundert nicht vergessen hatten.



Rudolf Mecicki
Synagoge in Ostgalizien, 1914

Eine Reaktion auf diese Zwei-Fronten-Situation war die Verstärkung der Selbstorganisationen. Die jüdische Gemeinde Lemberg - die drittgrößte in Polen - hatte eine sehr starke Position bei der höheren Bildung (3 Mittelschulen und 2 Studentenheime) wie auch bei der Presse (je eine jiddische und polnische Tageszeitung). 1939 zählte die Stadt etwa 300.000 Einwohner, die sich zu je einem Drittel aus Polen, Ukrainern und Juden zusammensetzten.

Der 2. Weltkrieg

begann für die Juden Ostgaliziens mit deutschen Übergriffen Anfang September 1939. Die anschließende sowjetische Besatzung (September 1939 bis Juni 1941) brachte einschneidende wirtschaftliche Veränderungen für die Juden. Die rasche Anpassung an die Verhältnisse in der Sowjetunion bedeutete: Verstaatlichung der Industrie, Verbot des Privathandels, Zusammenschluss zu Kooperativen und erzwungener Berufswechsel für Akademiker und Selbstständige. Darüber hinaus wurden jüdische politische Organisationen, Schulen und Kulturinstitutionen aufgehoben und die Religionsausübung behindert. Während das Hebräische unterdrückt wurde, wurde das Jiddische

(als proletarische Sprache) gefördert. Die Skepsis der sowjetischen Behörden gegenüber den des Separatismus verdächtigten Polen und Ukrainern eröffnete den Juden erstmals höhere Positionen in der staatlichen Verwaltung.

1941 lebten in Ostgalizien noch über eine halbe Million Juden, Zehntausende waren aber bereits in die Sowjetunion gebracht worden; hinzu kamen etwa 130.000 Flüchtlinge aus den von Deutschen besetzten Gebieten. In Lemberg war innerhalb der beiden ersten Kriegsjahre die Zahl der Juden um 50% auf 150.000 gewachsen.

Als im Juni 1941 die deutsche Wehrmacht einmarschierte, begannen viertägige Pogrome im ganzen Land - zwar meist von Ukrainern begangen, doch der deutschen Führung mehr als willkommen. Über 10.000 Juden wurden an diesen sog. *petliura*-Tagen ermordet, 4000 davon in Lemberg. Außerdem wurden die Vermögen konfisziert und Synagogen und Friedhöfe zerstört.

Im August 1941 wurde Galizien in das Generalgouvernement einbezogen, die Juden mussten Zwangsarbeit leisten und zwar zum Teil in Arbeitslagern.

Im November 1941 wurde in Lemberg ein Ghetto eingerichtet, in das die damals noch 106.000 Juden umgesiedelt wurden - ein halbes Jahr später lebten nur noch 84.000. Gleichzeitig begann man das Vernichtungslager Belzec zu bauen, in dem von Frühjahr 1942 bis zum Einmarsch der Roten Armee im Juli 1944 über 225.000 ostgalizische Juden ermordet worden sind. Überlebt haben etwa 3 % der galizischen Juden, in Lemberg 3400. Sie verdanken ihr Leben ihren ukrainischen und polnischen Freunden und Verwandten, aber auch einigen wenigen Deutschen und dem Einsatz des griechisch-katholischen Erzbischofs. Viele der Überlebenden verließen Galizien, zum einen wegen der Repressalien der ukrainisch-nationalen Freischärler, zum anderen wegen der Unterdrückung durch die sowjetischen Behörden, die auch die geringen Freiheiten der Besatzungszeit (1939-41) nicht mehr einräumten.



M. Fleck, Ostwand einer Lemberger Synagoge, 1918

3. Die Synagogen und ihre Einrichtung

Das Gebäude

durfte nicht auffällig in Erscheinung treten; konkret sollte der First der Synagoge den der Wohnhäuser nicht überragen und die Außenwände nur gering geschmückt werden. So blieben nur drei Möglichkeiten, den Rang des Gebäudes zu betonen: das Bauvolumen, die Lage und der Innenraum. Meist wurden alle drei Wege beschritten: Die Synagogen fielen durch ihre Größe sofort ins Auge und sie wurden meist auf einer Fläche frei gestellt. Die steinernen Synagogen wurden gelegentlich mit einer Zinnenbekrönung verziert und hatten manchmal auch einen Turm; insgesamt ähnelten sie also dem Erscheinungsbild eines Rathauses.

Den Synagogen gemeinsam war die Ausrichtung nach Osten mit dem reich geschmückten Toraschrein, der die Torarollen enthielt, in der Mitte der Ostwand. Rechts davon befand sich das Pult (hebr.: *amud*) des Kantors, d.h. des Vorsängers, Vorbeters und Leiters des Gottesdienstes. In diesen Bereich war auch das ewige Licht (hebr.: *ner tamid*) angebracht.

In der Mitte des Raumes befand sich die *bima*, ein erhöhtes Podest, auf dem die Tora vorgelesen wurde.

Ein niedriger Anbau im Westen diente als Eingang und bot auf der Empore Platz für die Frauen. Während dieser Gebäudeteil meist von Anfang an errichtet worden war, hatte man die südlichen und nördlichen Anbauten, in denen die Frauen ebenerdig am Gottesdienst teilnehmen konnten, erst bei Bedarf ergänzt.

Vier Bautypen

kann man bei den religiösen Versammlungsbauten Galiziens unterscheiden. In der traditionellen, **aus Stein erbauten Synagoge** findet man seit dem 16. Jahrhundert meist vier Säulen rund um die *bima*. Daraus entwickelte sich der Grundtyp einer neun-teiligen Synagoge, den wir zum ersten Mal beim Neubau der Vorstadtsynagoge in Lemberg (1624-30) beobachten können; Zólkow, Brody und Belz folgen diesem

Schema, bei dem die *bima* mit ihren vier Säulen das zentrale Joch bildet, um das herum sich acht gleichmäßige Joche gruppieren, zumeist auf quadratischem Grundriss. Dieses Schema wurde auch in Zusammenhang mit einer Vision des Jerusalemer Tempels mit neun Höfen gebracht.



N.M. Leichter, Synagoge in Zólkiew, Lemberg 1898

Der quadratisch-kompakte Grundriß ermöglichte es, in den Kosakenkriegen die Synagogen festungsartig mit Zinnen auszubauen.

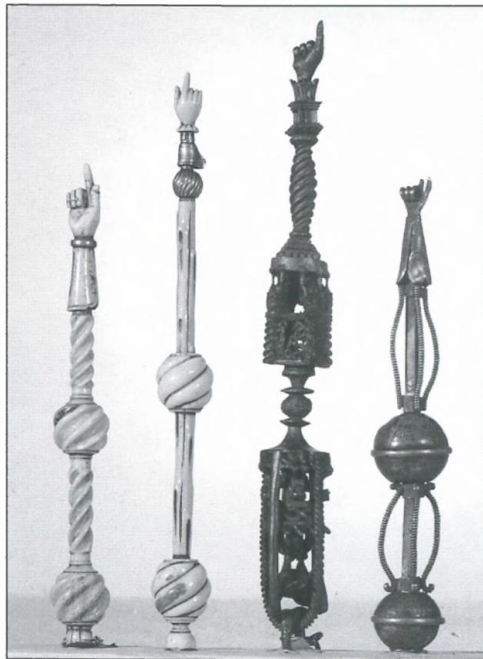
Kleinere und ärmere Gemeinden Galiziens verwendeten Holz als Baumaterial; manchmal waren es schlichte Bauten, oft aber zimmermannstechnisch sehr aufwändige **Holzsynagogen**. Beeindruckend sind die mehrstöckigen Dachkonstruktionen und die gut integrierten Anbauten. Im Inneren wurden manche Formen des Steinbaus übernommen (Holzgewölbe, hölzerne Bimasäulen). Viele Holzsynagogen zeichneten sich durch üppige, farblich gefasste Schnitzarbeiten an Toraschrein und *bima* aus wie auch durch eine Fülle von Wandmalereien.

Der dritte Bautyp wurden von den **Reformgemeinden** in den großen Städten geschaffen. Hier wird zunächst auf die klassizistische oder maurische Architektur und Ornamentik zurück gegriffen, später auf die ganze Palette des Historismus. Im Inneren ist der Einfluß des Kirchenbaus zu spüren: Wegfall der zentralen *bima* und der Frauenempore, Längsausrichtung des Raumes und der Sitzbänke, Einführung von Kanzel und Orgel.

Der vierte Bautyp ist dem **Chassidismus** zugeordnet. Diese mystisch geprägten Gruppen versammeln sich in schlichten Betstuben (jid.: *schubl*), nutzten aber auch Synagogen.

Die Ausstattung einer Synagoge

besteht aus zahlreichen typischen Elementen, betont jedoch den **Toraschrein** (hebr.: *aron hakodesch*), der architektonisch hervorgehoben und durch Bauplastik geschmückt wird. Er ist mit wertvollen Textilvorhängen verhüllt: dem verschiebbaren **Vorhang** (hebr.:



Torazeiger aus Holz und Elfenbein

parochet) und darüber einem Querbehang / **Volant** (hebr.: *kaporet*). Zum Schrein führen Stufen mit schmiedeeisernen Geländern.

Die Torarollen sind handgeschrieben auf besonderem Pergament; sie enthalten die 5 Bücher Mose. Die Schriftrollen sind auf zwei **Stäbe** gewickelt, so dass sie leicht hin und her gerollt werden können. Diese Stäbe haben unten und oben je einen Griff; oben werden als Schmuck und als Zeichen der Ehre kleine, oft aus Edelmetall gefertigte **Torakronen** (hebr.: *keter*) aufgesetzt. Die Rolle ist verhüllt mit einem **Toramantel** (hebr.: *me'il*) aus Stoff. Mit einer Kette an den Stäben befestigt ist das **Toraschild** (hebr.: *tas*), eine reich verzierte und mit einem Rundbogen überformte Metallplatte, die oft eine Widmungsinschrift enthält; vor allem aber soll sie anzeigen, für welchen Gottesdienst die betreffende Rolle gedacht ist. Viele Schilder haben daher eine freie Fläche, auf der dann eine Metallplakette angebracht werden kann, die auf die nächste Verwendung hinweist.

An der Torarolle hängt auch ein **Torazeiger** (hebr.: *jad*). Da es verboten ist, die Rollen mit dem Finger zu berühren, fertigte man kleine reich ornamentierte Stäbe aus Silber, Elfenbein, Halbedelstein (oder - bei ärmeren Gemeinden - aus Holz), an denen am Ende eine kleine Hand aus einer Manschette ragt.

Zur **bima** in der Raummitte führt ebenfalls eine Treppe mit schmiedeeisernem Geländer, ansonsten ist sie schlichter gestaltet als der Toraschrein.

Auffällig viele Leuchter gibt es in einer galizischen Synagoge. Nicht nur das **Ewige Licht**, sondern auch Wandlampen mit Reflektoren aus Messingblech und vielarmige Hängeleuchter, die aus Bronze oder aus Metall getrieben sind. Ein **Chanukkaleuchter** steht oft neben dem Toraschrein.

Für die Waschungen vor dem Gebet stehen am Eingang Wasser, **Becher** und ein **Becken** zum Sammeln des benutzten Wassers. Die Becher haben oft zwei Henkel, weil nach jüdischem Brauch der Becher von der rechten zur linken Hand gereicht werden soll.



Toravorhang (*kaporet*), Lemberg 1808
Stoff: ungarischer Sattelbehang, 18. Jh.

Die Textilien

zum Verhüllen von Tora und Schrein stellen - mit über 100 Objekten - einen ganz besonderen Schatz der Lviver Sammlung dar. Bei diesen Objekten hat sich in Galizien keine besondere ikonographische Tradition entwickelt, sondern eine bunte Vielfalt von Materialien und Stilen. Das religiöse Anliegen war, für Tora und Schrein mit möglichst wertvollen Textilien zu schmücken. Dies ließ sich für eine kleinere Gemeinde am besten dadurch erreichen, dass man Textilien, die zu anderen Zwecken hergestellt worden waren, wieder verwendete. Da die Lemberger Juden seit dem 17. Jahrhundert stark im Fernhandel mit gebrauchten Edeltexilien tätig waren, waren solche Stoffe ständig in großer Auswahl verfügbar.

So finden wir Seidenbrokat aus Italien und Frankreich, Samt aus Westeuropa und aus Bursa (Türkei) und Posamentenstickereien aus Deutschland, Italien oder

Ungarn. Auch bei der Art der vorherigen Nutzung war man nicht wählerisch: Zierbänder von polnischer Adelstracht entdeckte man ebenso wie ungarischen Sattelschmuck oder einen in Europa für den türkischen Markt hergestellten Gebetsteppich.

Da Posamentenarbeit nicht zum Arbeitsgebiet der christlichen oder jüdischen Lemberger Handwerker gehörte, war man etwas eingeschränkt bei der Art der Beschriftungen. So entstand allerdings eine Lemberger Spezialität, nämlich aus Silberblech geschnittene Buchstaben.

Diese bunte Vielfalt der Toratextilien zeugt also sowohl von dem weiträumigen Handel der Lemberger Juden wie auch vom Zuzug aus den verschiedensten Gebieten Europas.



Toravorhang (*kaporet*),
Deutschland 1796

Toravorhang (*parochet*),
Lemberg 1800
Mittelteil: italienisch, 18. Jh.



Toraschild aus Gródek Jagiellonski, 1802/04



Torakrone aus Zólkiew, 18. Jh



Arbeitsgerät für *schpanyer arbet*,
Sasów, Ende 19. / Anfang 20. Jh.

4. *schpanyer arbet* - jüdische Hohlspitze

"*schpanyer arbet*" - das ist der jiddische Begriff für eine galizische Spezialität: eine Hohlspitze aus Metalldraht. Daraus gefertigt wurde Kopf-, Schulter- und Brustschmuck, den Frauen und Männer an Festtagen in der Synagoge trugen.

Die Technik

ist im Kern eine Posamentenarbeit; einmalig an ihr ist, dass die Herstellung und Verarbeitung der Hohlschnüre an einem Arbeitsgerät durchgeführt wird, dass also drei Arbeitsprozesse (Flechten, Weben und Posamentierarbeit) integriert werden.

Wie geht es nun genau? Auf vier schwere Klöppel (jid.: *klippers*), deren Gewichte für die nötige Spannung sorgen sollen, sind vier Baumwoll- oder Leinenfäden aufgewickelt. Diese werden über Haken an der Oberkante des Arbeitsstuhls (jid.: *gorn*) geführt und zu einem mit Rosshaar gefüllten Rollenkissen umgelenkt, das auf der Stuhlfläche drehbar gelagert ist. Von diesen vier Strängen sind die beiden Äußeren (jid.: *zeitn schnim*) sehr dünn, die beiden Inneren (jid.: *snoves*) ungleich dick. Auf dem Kissen sind drei Weberschiffchen (jid.: *schützen*) mit einem Plätt (einem einfachen oder gemusterten Flachdraht) und zwei Zeugfäden (einem feinen, um eine Baumwollseele gesponnenen Metalldraht) angebracht. Mit diesen Weberschiffchen wird aus den vier textilen und den drei metallenen Komponenten die Hohlschnur hergestellt. Diese wird dann auf dem Arbeitskissen entsprechend dem darauf befestigten Musterbrief geformt, gelegt und befestigt.

Die Herkunft

dieser ungewöhnlichen Technik gibt noch viele Rätsel auf. Bezeugt ist, dass um 1830 der russische Jude Mordechai Leib Margulies aus Berdischew geflohen ist, um der Rekrutierung für die Zarenarmee zu entgehen. Er hatte heimlich mehrere Rollen Silberdraht mitgenommen und ließ sich nun im ostgalizischen Sasów nieder, wo er ein Arbeitsgerät baute und zu produzieren begann. Doch diese Spur führt nicht weiter, denn aus Russland sind keine Vorläufer dieser Technik belegt.

Der Name bietet ebenfalls Anlass zu Spekulationen. Ist "*schpanyer*" vom jiddischen Wort für Spinnen (*schpinen*) abgeleitet oder von Spanien (*schpanyen*)? Wenn letztere, die wahrscheinlichere Möglichkeit, zutrifft, worauf verweist dann der geographische Bezug? Dass spanische (sefardische) Juden diese Technik nach Berdischew gebracht haben sollen, ist sehr unwahrscheinlich, denn der Stützpunkt dieser Juden war in Lemberg. Vermutlich ist der Name vom allgemeinen Fachbegriff für Metallspitze (*punto di Espagna*, *point d'Espagne*) abgeleitet.

Die Entwicklung

der Produktion in Sasów ist sehr erstaunlich: Aus dem Familienbetrieb wurde ein großes Unternehmen, in dem in der Blütephase 1860 bis 1890 rund 180 Handwerker (jid.: *schpanyer machers*) arbeiteten. Sie benötigten eine dreijährige Ausbildungszeit; Frauen und Kinder waren als Hilfspersonal zugelassen. Die ganze Arbeitstechnik wurde geheimgehalten. Schwierig war die Beschaffung der Metalldrähte. Margulies schmuggelte sie zunächst aus Russland, später bezog er sie aus Österreich und Deutschland. Beide Hürden waren so hoch, dass es zu keiner Nachahmung kam. Tausende von in langwieriger Handarbeit hergestellten Schmucktextilien wurden nach ganz Osteuropa und in die USA exportiert; oft musste man monatelang auf die Erledigung der Aufträge, bei denen auch individuelle Wünsche berücksichtigt werden konnten, warten.

Die günstige Lage von Sasów zwischen Brody und Lemberg, den wichtigsten Zentren des jüdischen Fernhandels, begünstigte dieses erstaunliche Monopol. Ein weiterer Erfolgsgarant war die enge Kooperation mit den jüdischen Händlern von Kolomyja, wo man auf die Herstellung von Gebetschals spezialisiert war. Ungewöhnlich ist auch, dass dies die einzige textile Technik ist, die in Galizien ausschließlich von Juden für Juden angewandt worden ist. Ansonsten haben wir eine breite Einbettung des jüdischen Kunsthandwerks in die regionale Tradition.



Hauben
Besatz für Kittel
Brustlatz

Die Produkte

aus Sasów dienten fast ausschließlich als Kopf-, Schulter- und Brustschmuck, den Frauen und Männer an Festtagen in der Synagoge trugen:

- Schulterstücke (hebr.: *atarot*) für Gebetsschals (hebr.: *tallit*); sie bestanden aus einem Mittelteil (jid.: *schpigel*) und einer Einfassung (jid.: *kasten*).
- Besatz (hebr.: *atarot*) für das weiße Gewand (jid.: *kittel*), das Männer an hohen Festtagen trugen. -Kappe (jid.: *yarmulke*), mit der Männer in der Synagoge ihren Kopf bedeckten.
- Brustlatz (jid.: *brusttukh*) für Frauen, ein typischer Bestandteil der galizischen Tracht.
- Kopfschmuck (jid.: *stertikhl*) für Frauen

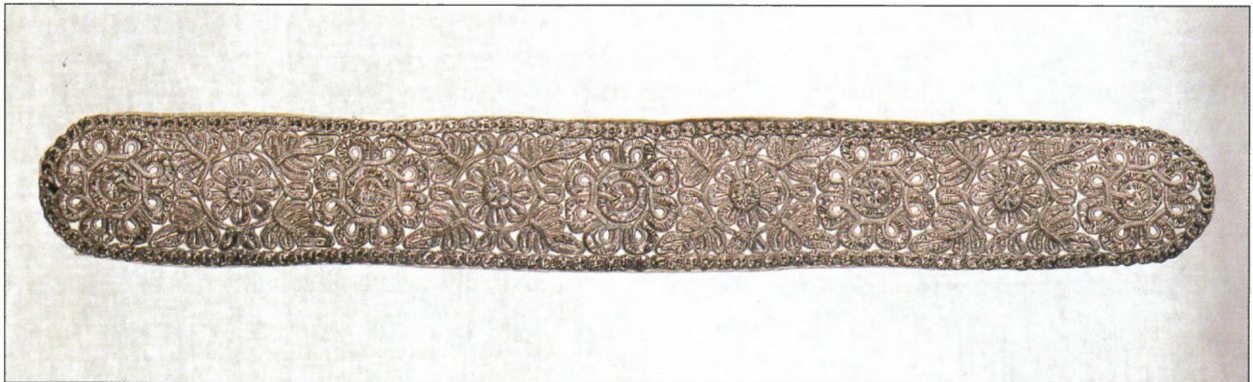
Die Motive sind zum Teil nach Orten und Regionen benannt (z.B. Moldauer), meist beschreiben sie einfach die Form (z.B. Rosetten, Fische, Schuppen, Augen, Herzen, Sterne, Blätter, drei Schnecken, Davidstern). Manche Städte hatten eine Vorliebe für ein Motiv; Chassidim bevorzugten ebenfalls bestimmte Motive und gaben Anweisungen zur Zahlensymbolik. Zionisten bevorzugten den Davidstern. Diese Schals dienten also nicht nur der religiösen Aufwertung von Feiertagen oder dem Schmuckbedürfnis, sie gaben zugleich Hinweise auf die soziale und religiöse Gruppe, der man angehörte.

Das Ende

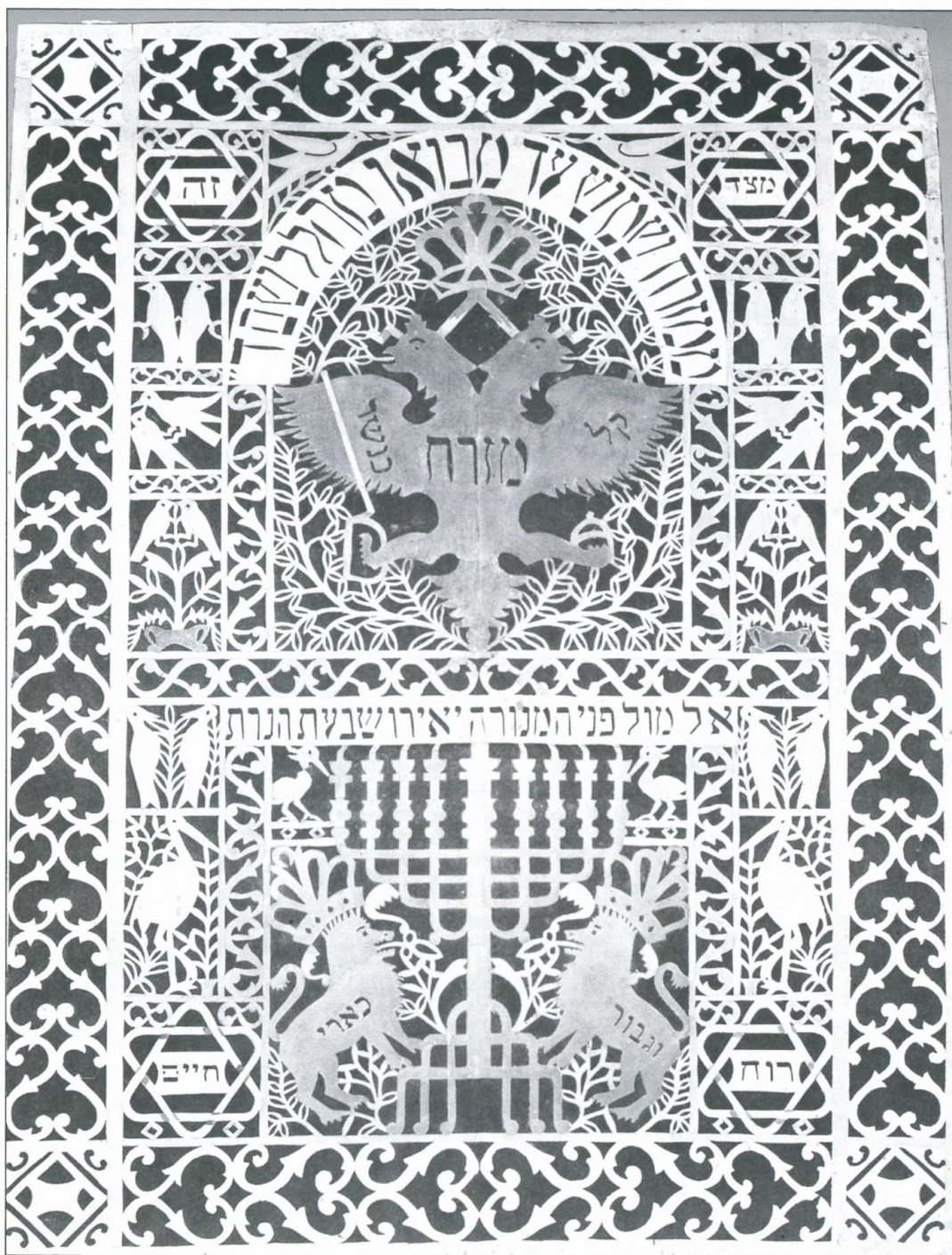
zeichnete sich schon um die Jahrhundertwende ab, als es Missmanagement, Probleme mit der Qualitätssicherung und Streiks gab. Um 1930 wurde die Produktion endgültig eingestellt, weil zum einen die Säkularisierung des jüdischen Lebens solche zeremonialen Gegenstände entbehrlich machte, zum anderen weil sich Lebensstil und Geschmack wandelten, z. B. kamen die Brustlatze völlig aus der Mode.

Das Einstellen der Produktion in Sasów lenkte in Lemberg das Interesse auf dieses vom Aussterben bedrohte jüdische Kunsthandwerk. 1932 wurde ein Rettungsversuch gestartet und das Städtische Kunstgewerbemuseum entsprach einer Bitte, diese Technik auf der großen jüdischen Ausstellung 1933 zu zeigen. Das Museum erwarb einen Arbeitsstuhl und stellte ihn dort aus.

Auch der damals wichtigste jüdische Sammler, Maksymilian Goldstein, griff ein und kaufte zahlreiche neue Stücke aus der letzten Produktion. Es ist selten so klar zu beobachten, dass ein Museum und ein Sammler exakt beim Abbruch einer Tradition eingreifen und nicht nur das Objekt durch Kauf und Ausstellung musealisieren, sondern sich zugleich öffentlich zugunsten der Fortführung der Tradition einsetzen.



Besatz für Gebetsschal



David Rosengarten, Scherenschnitt für Mizrah (Gebetorientierung nach Osten), Lemberg um 1900

5. Das jüdische Heim

Das jüdische Haus

ist neben der Synagoge der zweite Pol des religiösen Lebens. Während dort die Männer die Versammlungen und Rituale prägen, tragen hier die Mütter die Verantwortung.

Die *Mesusa* kennzeichnet nach außen das jüdische Haus. Als *Mesusa* wird eine Kapsel bezeichnet, die am rechten Türpfosten angebracht ist. Darin befindet sich eine Pergamentrolle mit einem biblischen Text. Beim Betreten des Hauses wird die *Mesusa* traditionell berührt und ein Segensspruch gesprochen. Sie ist kein Amulett, sondern soll den Menschen an seine Verbindung zu Gott und seine Liebe erinnern und damit seine tägliche gedankenlose Routine unterbrechen.

Mizrahim waren v.a. in Osteuropa verbreitet. Es sind schön geschriebene und geschmückte Texte, die im Haus an der Ostseite angebracht waren und damit die Richtung anzeigten, in die gebetet werden sollte.

Der Sabbat

als 7. Tag der Woche der Ruhetag, fängt am Freitagabend an und endet am Samstagabend, jeweils mit der Dämmerung. Es ist ein Tag der Ruhe, der Einkehr, der Familie und des Tora-Studiums.

Der Sabbat beginnt mit dem Anzünden der Kerzen am **Sabbat-Leuchter** und mit einem Segensspruch (*Kiddusch*) über einen Becher Wein. Nach dem Synagogenbesuch gibt es ein besonderes Mahl. Der mit schönem Geschirr gedeckte Tisch, die zwei mit einer Barches-Decke verhüllten Brote, die beiden Leuchter, festliche Kleidung, Wein in einem kunstvollen **Kiddusch-Becher**, ein besonders schmackhaft gewürztes Essen - all dies soll zur Freude am Sabbat beitragen.

Am Ende des Sabbats werden Segnungen zum Abschied (*Hawdala*) ausgesprochen, darunter auch ein Gewürzsegen unter Verwendung der (als Türmchen oder Früchte kunstvoll gestalteten) **Bessamim-Büchsen**.



Sabbatteller

Jom Kippur, der Versöhnungstag, schließt mit einem Fastentag die "10 Tage der Umkehr", d.h. der Besinnung und der Buße ab, die sich an *Rosch ha-Schana*, das im September liegende jüdische Neujahrsfest, anschließen.

Jom Kippur erinnert an die Buße und Umkehr des Volkes Israel, nachdem Mose vom Berg Sinai herabstieg, dem Tanz um das goldene Kalb ein Ende machte und sein Volk zu einem neuen Bund mit Gott führte. Dies wird von den Juden als Anlaß genommen, über persönliche Verirrungen, Sünden und Irrungen nachzudenken, sich mit den Mitmenschen auszusöhnen und gereinigt jenen Tag zu begehen, der als höchster Feiertag geehrt und begangen wird.

Die Männer tragen an *Jom Kippur* ein loses weißes Gewand (jid.: *kittel*), das mit einem Gürtel gerafft wird. Auf den silbernen Schnallen ist oft, flankiert von Löwen, der Tora-Text zum Versöhnungstag eingraviert.



Chanukka-Leuchter, Silber, 19. Jh.

Chanukka-Leuchter, Fayence 2. Hälfte 19. Jh.

Chanukka-Leuchter, Silber, Zhitomir, 2. Viertel 19. Jh.

Im Jahresverlauf folgt *Sukkot*, das Laubhüttenfest; es ist verbunden mit der Erinnerung an den Auszug aus Ägypten. Es symbolisiert das Angewiesensein auf Gott und ist gleichzeitig ein Fest der Bitte um Regen für das Land und um eine gute Ernte. Das Freudenfest am Ende dieser Festtage zu Ehren der Tora heißt *Simchat Tora* (Freude der Lehre).

Chanukka,

das Fest der Tempelweihe, wird im Dezember gefeiert. Die Legende erzählt, daß nach der Entweihung des Tempels in Jerusalem durch die Griechen (165 v.d.Z.) zu wenig koscheres Öl übrig war, um den Leuchter (die *Menora*) für die zur erneuten Tempelweihe notwendigen acht Tage am Brennen zu halten. Das Wunder, daß eine geringe Menge Öl so lange leuchtete, wird an *Chanukka* mit dem Anzünden von 8 Kerzen, mit Spielen und Geschenken gefeiert. Dieses fröhliche Fest hat sich immer mehr zu einem großen und sehnsüchtig erwarteten Ereignis für Kinder und Jugendliche entwickelt.

Mit dem Fest entstand der **Chanukka-Leuchter**. Der meist neunarmige Leuchter hat acht Leuchterarme und einen, einen *Schamasch* ("Diener") genannten Arm, mit dessen Licht die acht anderen Arme vom ersten bis zum achten Tag des *Chanukka* nacheinander angezündet werden. Ausgestellt sind auch 10-armige Leuchter, bei denen die Reihe der 8 *Chanukka*-Lichter von 2 größeren Lichtern flankiert werden. Diese beiden dienten nicht nur als *Schamasch*, sondern wurden am ganzen Abend als normale Beleuchtung benutzt; außerdem brannten sie am Sabbat innerhalb der *Chanukka*-Zeit. Eine galizische Besonderheit sind die *Chanukka*-Leuchter aus Fayence.

Die *Chanukka*-Lichter werden von den jüdischen Familien zum Fest sowohl zu Hause als auch in der Synagoge erst nach Anbruch der Dunkelheit entzündet. Sie sollen aber mindestens eine halbe Stunde brennen und jene Zeit anzeigen, in der man nicht arbeitet, sondern mit den Kindern spielt. Besonders Würfelspiele mit einem Kreisel (**Trendl** oder **Dreidel**) sind zu *Chanukka* in den Familien beliebt.

Pessach

dauert sieben Tage. Dieses jüdische Frühlingsfest - aus dem das christliche Osterfest entstanden ist - gemahnt an die Flucht der Israeliten aus der Gefangenschaft in Ägypten. Der plötzliche Aufbruch erlaubte den Israeliten nicht, das Brot in gewohnter Weise zu backen, so dass als Wegzehrung nur ungesäuertes Brot mitgenommen werden konnte. Während der *Pessach*-Tage darf ein Jude also keinerlei gesäuerte Produkte essen oder trinken. Das ungesäuerte Brot, das *Mazza*, ist ein dünnes Fladenbrot, dessen "neutraler" Geschmack durchaus an seinen eilig zubereiteten und letztlich unfertigen Ursprung erinnert.

Am ersten Abend des *Pessach*-Festes wird in jeder jüdischen Familie das große Festmahl, der *Seder* (hebr.: Ordnung) gefeiert. *Seder* ist nicht irgendein Essen, sondern ein sich über mehrere Stunden erstreckendes festes Ritual, bei dem alles was getan und gesprochen, was gegessen und getrunken wird, eine symbolische Bedeutung hat.

Auf der festlich gedeckten *Seder*-Tafel sind Speisen vorbereitet: drei *Mazzen* unter einem Tuch verborgen, sowie auf der *Seder*-Platte ein gebratener Hühnerhalsknochen (*Siroah*), ein hartgekochtes Ei (*Beizah*), ein Sellerieblatt oder bittere Kräuter (*Maror*), eine Kartoffel oder Zwiebel (*Karpas*) sowie eine Art Obstsalat (*Charoset*) und natürlich Wein oder Traubensaft für Kinder. Die Namen dieser Speisen stehen auf vielen der hier gezeigten *Seder*-Teller; einige haben auch Vertiefungen für jede Speise ausgeformt. Auf den kleinen Tellern steht *Hag ha-Pessach* (*Pessach*-Fest). Auch die *Kiddusch-Becher* für den Wein verweisen durch ihre Ausschriften auf dieses Fest.

Die hier gezeigten *Seder*-Teller aus Fayence - wie auch die *Chanukka*-Leuchter aus demselben Material - zählen zu den ganz großen Raritäten. Nur zwei ostgalizische Firmen (in Potylicz und Lubycza Krolewska) haben sie hergestellt und nur ganz wenige sind bis heute erhalten.

Das Familienoberhaupt zelebriert die Lesung der *Haggada*, der *Pessach*-Erzählung als tradierten Familien-Dialog: Kinder erhalten bestimmte festgeschriebene Rollen des neugierig Fragenden ("Warum ist diese Nacht anders als alle anderen?") und der Vater übernimmt die Aufgabe des Rabbis, die Geschichte des Auszugs aus Ägypten zu vermitteln.



Seder-Teller für *Pessach*-Fest, Fayence, 2. Hälfte 19. Jh.

Mit dem *Kiddusch* wird der Wein gesegnet und zurückgelehnt getrunken. Auch die Speisen werden vom Familienoberhaupt gesegnet und an bestimmten Stellen der Lesung gereicht. Jede Speise ist ein Symbol. Die zum entsprechenden Text gebrochene *Mazza* zum Beispiel für die Teilung des Roten Meeres, das Salzwasser in das man Ei, Kartoffel oder Sellerieblatt tunkt, erinnert an die Tränen der Vorfahren. Rituelle Handwaschungen des die Speisen und den Wein segnenden Vaters gehören ebenso zur *Haggada* wie Segen und Gebete, die von der ganzen Familie gesprochen werden. Nachdem der zu Beginn der *Haggada* versteckte Teil der gebrochenen *Mazza* gefunden und symbolisch als *Pessach*-Lamm gegessen wurde und das vierte Glas Wein gesegnet und getrunken wurde, endet der *Seder* mit dem Versprechen: "Nächstes Jahr in Jerusalem".

Schawuot,

das Wochenfest, wird sieben Wochen nach *Pessach* gefeiert und schließt die Frühlingsfeste des Jahreskreises ab. Früher wurden die geernteten Früchte als Dankopfer in den Tempel nach Jerusalem gebracht. Die Zeit zwischen dem Beginn der Gerstenernte (*Pessach*), und dem der Weizenernte (*Schawuot*) entspricht der christlichen Zeitspanne zwischen Ostern und Pfingsten.

In der ersten Nacht des Festes werden die jüdischen Lehren eifrig studiert. Diese Nacht des Lehrens und des Lernens wird mit einem Gebet im Morgengrauen abgeschlossen und erinnert an die Verkündigung der 10 Gebote auf dem Berge Sinai, durch die Gott in Moses den Bund mit seinem auserwählten Volk schloß.

Zu *Schawuot* sind die Synagogen und Häuser mit frischem Grün, Blumen und Früchten geschmückt; es werden Käse- und Quarkkuchen gebacken und Milchprodukte verzehrt.

In Ostgalizien wurden **Scherenschnitte** in die Fenster der Häuser und Synagogen gehängt. Die rechteckigen (*schewuoslekh*) und rosettenförmigen (*roysele*) kleinen Papierarbeiten wurden von Jungen und von *Jeschiwa*-Studenten hergestellt.



Scherenschnitt für das Wochenfest, spätes 19. Jh.



Silberteller mit Darstellung von Isaacs Opferung
(für *Pidjon ha-Ben*, die Auslösung des erstgeborenen Sohns), Wien 1844



Porträt von Maksymilian Goldstein, Kohlezeichnung von Mané-Katz, 1932

6. Judaica-Sammlungen in Lemberg

Als im späten 19. Jahrhundert in ganz Europa das Interesse an Volkskunde und Kunstgewerbe sprunghaft wuchs, beruhte das nicht nur auf antiquarischem und nostalgischem Interesse. Die Säkularisierung der Religionen entzog vielen Bräuchen, Symbolen und Geräten die Existenzgrundlage. Der drohende Verlust motivierte dazu, die greifbaren Dinge zu erhalten und die ferne rückende Vergangenheit zu fixieren und zu rekonstruieren.

In zahlreichen Regionen Europas fungierte dieses ethnographisch-kulturgeschichtliche Interesse als ein Vorläufer oder ein wichtiger Bestandteil der neuen Nationalbewegungen. In den Hinterlassenschaften der Vorfahren sah man das eigene Erbe und suchte darin die eigene Identität. Im multiethnischen Galizien entstanden daher - zunächst getrennt - polnische, ukrainische und jüdische Sammlungen. Die im heutigen Lviver Museum vereinten jüdischen Bestände haben daher eine ungewöhnlich komplexe Geschichte. Sie gehen im Wesentlichen auf drei Sammlungen zurück.

Das Städtische Kunstgewerbemuseum

war im Jahr 1874 in Lemberg gegründet worden; es erwarb vereinzelt jüdische Objekte (z. B. 1895 zwei Lesepulte). Erst ab 1905 wurde dieser Bereich zum eigenen Sammelgebiet entwickelt. Dieses Museum hat auch das Verdienst, die erste Ausstellung gezeigt zu haben. Im Rahmen der galizischen "Allgemeinen Landesausstellung" von 1894 wurden jüdische Leihgaben aus ganz Galizien gezeigt.

Die eigenen Sammlungen dieses Museums waren zwar nicht sehr umfangreich, aber sie wurden gepflegt und erweitert (z. B. 1933 durch das Arbeitsgerät für die *shpanyer arbet*). Entscheidend für die spätere Krisenzeit war es jedoch, dass dieses angesehene öffentliche Museum einen Kernbestand an Judaica besaß und Interesse an der Thematik bewiesen hatte.

Der Sammler Maksymilian Goldstein

hat den Kern der heutigen Lviver Sammlung in vier Jahrzehnten zusammengetragen. Er wurde 1880 als Sohn eines jüdischen Schneidermeisters, der später Immobilienmakler wurde, geboren. Maksymilian, der älteste Sohn, wurde Bankier und kam beruflich viel in Europa herum und lernte so den Standard der Museen und speziell den der jüdischen Museen kennen. 1910 legte er der Leitung der jüdischen Gemeinde Lemberg einen Plan zur Gründung eines jüdischen Museums vor, das auch seine eigenen Sammlungen umfassen sollte. Die Gemeinde antwortete positiv, ließ aber keine Taten folgen, sodass Goldstein enttäuscht seinen eigenen Weg ging. Er sammelte weiter und gründete 1911 den "Kreis der jüdischen Kunstliebhaber". 1920 gab er den ersten Katalog heraus und 1935 ein umfangreiches Buch über seine Sammlungen.

Die jüdische Gemeinde

wurde später selbst aktiv, ohne jedoch Goldstein einzubeziehen. 1925 wurde das Kuratorium (Kommission für die Erhaltung der jüdischen Kunst) gegründet, das sich vor allem die Dokumentation zum Ziel setzte, aber auch zur Rettung von Holzsynagogen und zur Restaurierung von Grabsteinen beitrug. Vorbilder und Kooperationspartner war das Jüdische Museum in Wien und die Frankfurter Gesellschaft zur Erforschung jüdischer Kulturdenkmäler. 1928 veranstaltete das Kuratorium seine erste Ausstellung und gab zu erkennen, dass es sich dem Fernziel eines Jüdischen Museums verpflichtet sah. Als 1931 das Kuratorium in finanzielle Schwierigkeiten geriet, beschloss die zuständige europäische Dachorganisation, dass die jüdischen Museen in Berlin und Breslau die Bemühungen in Lemberg unterstützen sollten. In diesem Jahr wurde auch ein "Freundeskreis des Jüdischen Museums" gegründet; Vorsitzender war Dr. Marek Reichenstein, der - neben Goldstein - bedeutendste ostgalizische Privatsammler. Mit vereinten Kräften gelang es dann, 1933 eine große Ausstellung im städtischen Kunstgewerbemuseum mit 600 Exponaten zu zeigen, darunter sehr viele Leihgaben. Am 17. Mai 1934 konnte dann endlich das "Museum der jüdischen

Gemeinde Lwow" eröffnet werden, als viertes seiner Art in Polen. Seine Bestände umfassten die Sammlungen des 1932 verstorbenen Dr. Reichenstein, Dauerleihgaben aus Synagogen, Ankäufe des Freundeskreises und die Dokumentationen des Kuratoriums.

Im 2. Weltkrieg

wurden nach dem Einmarsch der Sowjetarmee die Sammlungen des Jüdischen Museums enteignet und dem Städtischen Kunstgewerbemuseum übertragen. Dessen Direktor stellte den mittlerweile arbeitslos gewordenen Bankier Goldstein als Direktor ein, der die Übernahme zu betreuen und die neuen Bestände zu inventarisieren und zu integrieren hatte. Seine privaten Sammlungen in seiner Fünzimmerwohnung konnte er - ganz entgegen der damaligen sowjetischen Praxis - beibehalten.

Mit dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht war auch diese Zwischenpause zu Ende. Goldstein wurde gezwungen, am 30. August 1941 seine Sammlung dem städtischen Kunstgewerbemuseum zu übergeben. Im Dezember 1941 wurden er und seine Familie ins Ghetto umgesiedelt. Der Direktor des Städtischen Kunstgewerbemuseums hat - zusammen mit anderen Museumsdirektoren - mehrfach und hartnäckig bei den deutschen Behörden darum ersucht, die Arbeitserlaubnis für Maksymilian Goldstein und seine Tochter Irene, mittlerweile Assistentin in den Museumswerkstätten, zu verlängern und ihnen damit den Status eines sogenannten "A-Juden" zu sichern. Bis August 1942 hatte diese Strategie Erfolg, doch dann wurden Goldsteins Frau und seine jüngere Tochter ins Vernichtungslager deportiert, wo sie umkamen. Irene starb Monate später im Ghetto; er selbst Dezember 1942 im Arbeitslager.

In der Nachkriegszeit

wurde (im Jahre 1951) das Städtische Kunstgewerbemuseum mit dem Ethnographischen Museum der Schewtschenko-Gesellschaft zum Museum für Ethnographie und Kunstgewerbe vereinigt und damit die im 19. Jahrhundert getrennt begonnenen polnischen, jüdischen und ukrainischen Sammlungen unter einem Dach vereint. Es war ein Glücksfall, dass der Direktor

Pawel Zholtowski sein museales Interesse auch auf jüdische Objekte richtete und dass er dies nicht der offiziellen Linie opferte. So barg er zahlreiche Judaica aus Ruinen, ohne jedoch deren jüdische Herkunft zu betonen. 1966 veröffentlichte er als erster sowjetischer Gelehrter nach 1945 einen Artikel über traditionelle jüdische Kunst, konkret über die Sammlungen des eigenen Hauses. In den folgenden Jahren wurden auch dann ganz offen Judaica neu erworben.



Museum für Ethnographie und Kunstgewerbe Lviv, 2002

In den späten 80-er Jahren fasste man in diesem Museum die damals mutige Idee, erstmals seit 1939 diese Sammlung auszustellen. Am 14. Februar 1990 wurde in Lviv (und später auch in Moskau) die Ausstellung "Traditionelle jüdische Kunst" gezeigt. Mehrfach fanden Ausstellungen in der Ukraine statt: 1991 in Kiew, 2000 in Dnipropetrowsk und 2001 in Saporiza. 1993 wurde eine ähnliche Ausstellung erstmals im Ausland gezeigt, und zwar im Jüdischen Museum Krakau; 1994/95 dann in Israel ("Rediscovered Treasures" im Museum Beth Hatefutsoth in Tel Aviv).



